



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Sein Name steht für Poesie, Nachdenklichkeit, Scheitern und Weisheit: Konstantin Wecker. Dahinter steckt eine der aufregendsten Persönlichkeiten der deutschen Kulturszene. »Mönch und Krieger« ist ein Plädoyer für die Kraft der Utopie in einer Zeit, in der uninspirierte »Realpolitik« jeden Aufbruch und Ausbruch aus dem Gewohnten erstickt.

Autor

Konstantin Wecker, geboren 1947, Poet, Sänger und Komponist, engagiert sich seit Jahrzehnten für Zivilcourage, Pazifismus und Antifaschismus. Er wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Erich-Fromm-Preis (2007) und mit dem Ehrenpreis des Bayerischen Kabarettpreises (2013). Wenn er nicht gerade on tour ist, lebt er in München.

KONSTANTIN WECKER

MÖNCH UND KRIEGER

Auf der Suche nach einer Welt,
die es noch nicht gibt

GOLDMANN

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Kapitel »Aufruf zur Revolte« ist in Zusammenarbeit mit Prinz Chaos II. entstanden und ist im September 2013 als E-Book erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2016

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2014 der Originalausgabe:

Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

unter Verwendung eines Fotos von Annik Wecker

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

JE · Herstellung: cb

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-17598-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



INHALT

- 7** Einführung
- 14** Was mich am Mönchsein fasziniert
- 24** Trotz Religionsunterricht zum Göttlichen
- 37** Ich musste meinen Gott zertrümmern
- 48** Spirituelle Erfahrung im Gefängnis
- 58** Liebe und tu, was du willst
- 71** Inspiration: den Raum aufschließen
- 78** Die Stille inmitten des Klangs
- 87** Sucht ist gescheiterte spirituelle Suche
- 96** Ekstase und die Versuchung durch das Unbekannte
- 105** Nur Höllen formen einen so
- 118** Der Tod liest keine Statistik
- 128** Der Schatten des Kriegers
- 141** Nur die sich misstrauen, brauchen Normen zum Sein
- 149** Wer sich fügt, der lügt
- 167** Revolution beginnt innen
- 180** Utopien: unterwegs zum »Nicht-Ort«
- 191** Eine neue Politik braucht Spiritualität
- 208** Vorboten einer neuen Wirklichkeit
- 226** Jeder Augenblick ist ewig
- 231** Aufruf zur Revolte
- 279** Danksagung
- 280** Nachwort von Roland Rottenfußler

- 286** Literaturverzeichnis
- 287** Lieder und Gedichte von Konstantin Wecker – Nachweise

EINFÜHRUNG

Irgendwann mal muss es sein,
und dann pfeif ich auf daheim,
lass alles liegen, wie es ist,
Segel werden dann gehisst.

Und dann einfach übers Meer
und den Vögeln hinterher.
Ein paar Kilo Kokain,
und der schnöden Welt entfliehn.

Feiste Leiber im Visier,
Philosoph und geiles Tier,
Mönch und Krieger – nachts am Strand
mal ich Verse in den Sand.

In den letzten Paradiesen
einmal noch vor Glück zerfließen.
Schnell, bevor der Traum verfliegt,
denn die Dummheit hat gesiegt.

MEIN LIED »IRGENDWANN« schrieb ich 1989. Es ist ein sehr heiteres, ein lebensfrohes Lied, wie viele meiner Arbeiten als Liedermacher in den 70ern und 80ern. Dieser Überschwang der Lebenslust, der Übermut der Selbstoffenbarung warfen aber schon damals einen beträchtlichen Schatten. Eine Reihe schmerzhafter Erfahrungen hatte deutlich gemacht, dass hinter dem extrovertierten Genussmenschen Wecker eine handfeste Depressionsneigung lauerte. Davon legt ein

Lied Zeugnis ab, das ich 2001 auf der CD »Vaterland« veröffentlicht habe.

Du spürst, sie will, dass man sich stellt,
vor allem dem, was nicht gefällt,
und du erkennst bald, deine Seele ist nur Leergut.

Wohin du flüchtest – du verbrennst,
wenn du sie nicht beim Namen nennst,
die Schwester deines Glücks – die Schwermut.

Eugen Drewermann nannte die Schwermut »die Schwester des Glücks« – eine Formulierung, die ich dann für mein Lied übernahm. Wieder einmal wurde mir erst durch das Nachdenken über spontan entstandene, eigene Texte ein bisher unbewusst gebliebener Seelenanteil deutlich. Bei »Mönch und Krieger« war es genauso. Erst nachdem ich die Formulierung aufgeschrieben hatte, wurde mir nach und nach klar, dass beide Begriffe sehr präzise ein Spannungsfeld innerhalb meines Charakters erfassen. Als »Dichotomie« bezeichnet man ja die Aufteilung eines Bereichs in zwei komplementäre Begriffe: Jeder Begriff hat seine eigene Bedeutung. Und sie bilden trotz der Gegensätzlichkeit eine Einheit.

Dichotomien ziehen sich – im Rückblick – durch fast alles hindurch, was ich geschrieben habe. »Sei ein Heiliger, ein Sünder, gib dir alles, werde ganz!«, heißt es in einem meiner neuen Lieder. Bezeichnenderweise steckt in dessen Titel wieder ein Gegensatzpaar: »Wut und Zärtlichkeit«. Die Betonung liegt dabei immer beim »und«, nicht beim »oder«.

Gegensätzliche Kräfte sind in uns wirksam. Es kommt nun nicht darauf an, sich für einen der beiden Pole zu entscheiden – auch nicht darauf, zur Mitte zu gelangen, also »durchschnittlich« zu werden –, vielmehr geht es darum, beide Seiten zuzulassen und zu leben. Mir scheint das im Rückblick ein zentrales Thema meiner Person zu sein. Bin ich also, wie der »Dumme Bub« in einem meiner älteren Lieder, schizophren? Oder besitze ich nur das, was gelehrte Psychologen einmal »Ambivalenztoleranz« genannt haben: die Fähigkeit, Widersprüche auszuhalten – auch bei sich selbst?

Um nun zum Mönch und zum Krieger zurückzukommen: Die eine Gestalt – der Krieger – scheint unangemessen für jemanden, der sich in der Öffentlichkeit oft als überzeugter Pazifist bezeichnet hat; die andere Gestalt – der Mönch – mag nicht wenigen als Selbstcharakterisierung meiner Person überraschend, ja absurd erscheinen. Trotzdem: Ich trage beide in mir. Und beide sind in jüngerer Zeit wieder stärker in mein Bewusstsein getreten. Ja, vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, in der ich diese Zweit- und Drittpersönlichkeiten noch intensiver ausleben muss.

Manche Menschen nehmen die verschiedenen Aspekte ihrer Persönlichkeit ja derart intensiv wahr, dass sie sich mehrere zusätzliche Namen geben. Etwa Fernando Pessoa, der Autor vom grandiosen »Buch der Unruhe«. Er veröffentlichte vornehmlich unter den Heteronymen Alberto Caeiro, Ricardo Reis, Álvaro de Campos. Oder Kurt Tucholsky, der als »Tiger, Panther & Co.« Zeitschriftenkolumnen mit unterschiedlichen Namen aus unterschiedlichen Perspektiven schrieb. Oder mein Freund und Koautor des »Aufrufs zur Revolte«, Prinz Chaos II., der über mindestens vier verschiedene Künstlerna-

men verfügt. Für mich selbst habe ich entschieden, zu meinem Namen zu stehen – ohne anderen natürlich das Recht abzusprechen, den ihren zu ändern. An dem Grundsatz »Sei ein Heiliger, ein Sünder, gib dir alles, werde ganz« ist mir besonders wichtig, dass ich in all diesen Extremen immer ich bleibe. Da gibt es keinen »Dr. Jekyll«, bei dem von Zeit zu Zeit »Mr. Hyde« durchbricht. Und obwohl ich diesen Mr. Hyde-Aspekt in mir natürlich kenne, habe ich in einem langen, teilweise schmerzhaften Erkenntnisprozess durchlaufen müssen: Das ist gar kein anderer, das bin auch ich. Ich bin kein Psychiater, aber ich kann mir vorstellen, dass bestimmte Neurosen auch daher rühren, dass man das Andere, Bedrohliche, das man an sich wahrnimmt, nicht als ein Eigenes akzeptieren will, dass man es abdrängen möchte, nach dem Motto: »Dieses Schreckliche, das kann ja nicht mehr ich sein, das muss ein anderer sein, dem ich einen anderen Namen gebe.«

Im Jahr 1989 also, als ich mit Wolfgang Dauner und dem Programm »Stilles Glück, trautes Heim« auf Tournee war, habe ich, zuerst eher unbewusst, begonnen, diese Zerrissenheit in mir, diese »Dichotomien«, zu erkennen. In der Formulierung »Mönch und Krieger« habe ich mit diesen Persönlichkeitsanteilen kokettiert, sie jedoch noch nicht vollständig akzeptiert.

Viel später, im Jahr 2011, wurde mir dann der Titel eines neuen Liedes, einer CD und einer Tournee praktisch in den Schoß gelegt: »Wut und Zärtlichkeit«. Ich sprach öffentlich über meine Zerrissenheit, über meine Sehnsucht nach einer liebevolleren, zärtlicheren Welt und über den wachsenden Zorn über die politischen Verhältnisse. Eine Hörerin schrieb mir damals auf Facebook: »Aber Konstantin, Wut und Zärtlichkeit, das gehört doch zusammen.« Heute glaube ich, dass

ich mit »Wut und Zärtlichkeit« etwas ganz Ähnliches meinte wie mit »Mönch und Krieger«. Vielleicht sogar im Kern dasselbe. Der Unterschied ist nur: Jetzt konnte ich ganz bewusst beide Pole in mir zulassen.

Der Mönch und der Krieger, einträchtig in einer einzigen Person vereint – das erscheint wie eine Utopie. Ebenso utopisch mag es anmuten, sich eine Welt zu denken, in der spirituelle Versenkung ebenso ihren Platz hat wie der aktive Einsatz für eine gerechtere Welt. Vielleicht ist die Versöhnung von Gegensätzen ja das Utopische schlechthin, scheinbar am weitesten entfernt von jeglicher Realisierbarkeit im Jetzt. Warum, so werde ich oft gefragt, strecke ich mich so gern nach dem vermeintlich Unmöglichen aus, anstatt das Mögliche in kleinen Schritten zu tun? Nun, abgesehen davon, dass ich gegen Verbesserungen in kleinen Schritten absolut nichts einzuwenden habe, liegt die Antwort auf diese Frage sicher wieder im speziellen Zuschnitt meiner Persönlichkeit.

Das Herzstück dieses Buches, so glaube ich, ist mein lebenslanges Suchen nach dem Wunderbaren, die Sehnsucht nach der Rückkehr in meine geistige Heimat. Es fällt mir schwer, diese Heimat genau zu definieren, wohl aber habe ich sie in meinen Liedern immer wieder umkreist und – wie ich hoffe – erahnbar gemacht. Das meiste, was ich geschrieben habe, hat wenig mit der Rolle zu tun, die ich als Person in der Gesellschaft ausfülle, jedoch viel mit der eigentlichen Quelle, aus der ich schöpfe. Es ist diese Quelle, in der ich mich geborgen und mit der ich mich verbunden fühle. Sie ist es, die ich immer aufs Neue suche: in meinem Leben und in meinen Liedern.

Und um von vornherein wenigstens in einem Punkt keine Missverständnisse aufkeimen zu lassen: Ich bin kein studierter Philosoph, auch wenn ich es ein paar Semester lang mal versucht habe. Ich bin kein Wissenschaftler und schon gar kein in irgendeiner Weise Erleuchteter. Wenn ich in diesem Buch über Erkenntnisse und gewisse Lebensweisheiten, über Spiritualität, Politik und menschliche Abgründe sinniere, dann schreibe ich nur über Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe. Sie sind nicht aus zweiter Hand und erheben keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Etwas anderes würde ich mir gar nicht erlauben.

Manche Lehren konnte ich aus meinen Erfahrungen für mein Leben ziehen, andere Erkenntnisse hätte ich viel konsequenter in die Tat umsetzen müssen. In gewissen Bereichen meines Lebens war ich leider nie besonders willensstark und oft gefährdet. Daran hat sich bis heute nicht allzu viel geändert. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – halte ich das Selbstreflektieren gemeinsam mit dem Zweifel für die vielleicht wichtigste menschliche Fähigkeit. Und wenn ich den einen oder anderen damit zum Nachdenken über sich selbst anregen kann, dann hat dieses Buch seinen Zweck erfüllt. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass mein Unbewusstes oft genau das ausgeklammert hat, was ich mir unbedingt hätte bewusst machen sollen. Es bedurfte dann oft gewisser Einschläge des Schicksals zum richtigen Zeitpunkt, um mich dazu zu zwingen, genau an diesen Punkten deutlicher hinzusehen.

Vielleicht gelingt es diesem Text ja, für einige ein Ratgeber zu sein, so wie viele meiner Erlebnisse und Schicksalsschläge zum Ratgeber für mich selbst wurden. Und vielleicht ist es ja für manche, die meine Lieder kennen, interessant, einiges

über die Hintergründe und Entstehungsgeschichten meiner Gedichte und Songs zu erfahren.

Ich möchte meinen Leserinnen und Lesern zum Schluss einen Satz von C. G. Jung mit auf den Weg geben, den er im Alter von 82 Jahren in sein Tagebuch schrieb. Er gilt ohne Einschränkungen auch für mich:

Im Grund genommen sind mir nur die Ereignisse meines Lebens erzählenswert, bei denen die unvergängliche Welt in die vergängliche einbrach. Neben den inneren Ereignissen verblissen die anderen Erinnerungen, Reisen, Menschen und Umgebung. Aber die Begegnungen mit der anderen Wirklichkeit, der Zusammenprall mit dem Unbewussten haben sich meinem Gedächtnis unverlierbar eingegraben. Da war immer Fülle und Reichtum, und alles andere trat dahinter zurück.

Konstantin Wecker

WAS MICH AM MÖNCHSEIN FASZINIERT

Da waren doch so viele Tage,
und sie verfliegen im Nu.
Und bleibt die quälende Frage:
wozu?

Wozu nur dieses Gegockel
und all die Angeberein.
Am Ende fällst du vom Sockel –
allein.

Allein mit deinen Migränen,
trotz Rente und Zugewinn.
Es fehlte den Lebensplänen
der Sinn.

Askese und Ekstase,
du warst nie wesentlich.
Nur eine Seifenblase –
dein Ich.

Das meiste war unverständlich,
trotz Stunden des Lichts.
Wie alles zerfällst du letztendlich
in nichts.

Warum sich ans Leben krallen?
lass aus und lass dich ein!
Du findest nur im Zerfallen
dein Sein.

SO UNWAHRSCHEINLICH ES KLINGT: Wenn einiges in meinem Leben anders gelaufen wäre, hätte die Existenzform eines Mönchs auf mich vielleicht eine Anziehungskraft ausgeübt. Ich hätte Mönch sein können, ebenso wie ich die »Laufbahn« eines gewalttätigen Verbrechers hätte einschlagen können. Das erscheint nicht nahe liegend bei jemandem, der in der Öffentlichkeit überwiegend als Genussmensch und Pazifist bekannt ist. Vielleicht ist es aber einfach so, dass ich das Mönchische in mir immer versteckt habe, so wie ich das Kriegerische versteckte. Um zunächst beim Mönch zu bleiben: Unser Schatten ist ja immer das, was wir gerade nicht sehen wollen, zumindest nicht ausleben. Wenn also der Lüstling der Schatten des sittenstrengen Asketen ist, so ist bei einem Genussmenschen wie mir vielleicht der Mönch in den Schatten getreten und wartet darauf, gesehen und erlöst zu werden.

Der Mönch ist eine Existenzform, die durch Subtraktion entsteht: indem man nach und nach alles wegnimmt, was ein Mensch zu brauchen und zu sein glaubt. Ist alles Überflüssige weggefallen, so sind wir endlich frei, zum Eigentlichen vorzudringen. Nach meiner Verhaftung wegen Drogenbesitzes im Jahr 1995 habe ich erfahren müssen, was es heißt, auf sehr Weniges reduziert zu werden. Ich hatte alle Ehre, alles Geld und Ansehen verloren. Täglich konnte ich am Zeitungsständer die neuesten Gräuelnachrichten über meinen Drogenabsturz und den anhängigen Strafprozess lesen. Damals, als ich aus dem Gefängnis freikam, ging ich viel allein spazieren und mied den Kontakt mit Menschen, von denen ich annahm, dass sie ohnehin eine schlechte Meinung von mir haben mussten.

Gerade diese Erfahrung, isoliert, ja ausgestoßen zu sein, erwies sich aber im Nachhinein als sehr wertvoll. Mir ist dadurch klar geworden, dass es in mir etwas Unzerstörbares gab. Etwas, das unabhängig ist von der »Persona«, also von der Kunstfigur, die man gerne sein und nach außen hin darstellen will. In diesem innersten Raum wohnt etwas, das unbeeinflussbar ist von fremden und eigenen Urteilen, jenseits von Kategorien wie Würde und Schande, Gelingen und Versagen. Dieses Innerste ist nicht zu beleidigen und auch nicht einzuschüchtern. Es ist etwas Wunderbares, diesen unveränderlichen Kern in sich zu spüren. Für mich war es ja kein freiwilliger Entschluss, mich in eine solche Situation zu begeben. Es könnte aber eine unbewusste Weisheit darin gelegen haben, sich dieser Erfahrung auszusetzen, dieser Zwangsreduktion der eigenen Person auf das Wesentliche.

Mönche gehen – jedenfalls im Idealfall – in die äußerste Reduktion, und deshalb hatte ich für die Sehnsucht nach einem mönchischen Leben schon immer großes Verständnis. Der Grund dafür liegt in der Ambivalenz jeden Genusses und jeglicher weltlicher »Bedeutung«. Ich habe zwar einmal gesungen: »Wer nicht genießt, ist ungenießbar«, aber in einem anderen Lied auch: »Genießen war noch nie ein leichtes Spiel.« Und tatsächlich hat mich meine Suche auch einmal in ein Kloster geführt. Ich mietete mich für eine Auszeit im Kloster Andechs ein. Dort gibt es bekanntlich ein hervorragendes Bier, und auch Schweinshaxen gehören zu den Spezialitäten, die den Ort – mehr noch als die Klosterkirche – zur Pilgerstätte für Tausende gemacht haben. Ich befand mich damals aber gerade in einer Phase, in der ich keinen Alkohol trinken, nicht rauchen und kein Fleisch essen wollte. Ich war in meiner Zelle allein, beteiligte mich lediglich an den rituellen Gebe-

ten der Mönche. Wenn man dann zu den Vespermahlzeiten zusammensaß und die Mönche kräftig dem Bier und dem Schweinebraten zusprachen, schauten die mich mit meiner Enthaltbarkeit wie einen Geisteskranken an. Schließlich war keine Fastenzeit. Ich hatte mich also mönchischer verhalten als die Mönche.

Ich bin eigentlich ein sehr geselliger Mensch, der gerne offen auf andere zugeht. Das war immer schon so, trotzdem verlief meine Jugend anders, als man sich das vielleicht vorstellt. Ich war als Kind nicht unbedingt ein begehrter Spielkamerad. Ich übte sehr viel Klavier – das allein nahm pro Tag einige Stunden in Anspruch, in denen ich mich nicht an üblichen Jungenspielen beteiligen konnte. Mein Elternhaus war liberal, meine Mutter aber in mancher Hinsicht auch ziemlich streng. Ich durfte weniger als andere Kinder in meinem Alter. Hinzu kam, dass ich schon mit elf Jahren sehr viel gelesen habe – wie einige meiner damaligen Briefe dokumentieren. Es gab in den 50er-Jahren bei weitem nicht so viele Kinderbücher wie heute – höchstens mal eine gekürzte Ausgabe von »Robinson Crusoe«. Also benutzte ich einfach die Bibliothek meiner Eltern, deren Niveau mich vielleicht überforderte, jedoch auch anspornte. Ich kam sehr früh mit Gedichten in Berührung, die mich enorm faszinierten. Vor allem meine Mutter hat mich darin sehr gefördert, indem sie mir die Gedichte auswendig und sehr begabt rezitierte und mich so mit ihrer Begeisterung ansteckte.

Auch in dieser Hinsicht war ich also in der Schule ein Eigenbrötler. Ich fand unter meinen Klassenkameraden niemanden, der diese Liebe zu Gedichten mit mir teilte. Erst später, auf dem Gymnasium, gab es einzelne, mit denen ich über

solche Themen reden konnte. In der Pubertät war ich also sehr zurückgezogen, meist allein. Ich riss öfters von zu Hause aus, obwohl gegen meine Eltern eigentlich nicht viel einzuwenden war. Nur einen einzigen Spezi hatte ich, der mich bei solchen Exkursionen begleitete. Ansonsten überstand ich meine Pubertät mehr mit der Lektüre von Trakl-Gedichten und eigenen Schreibversuchen, als mit Partys und Komasaufen. Als ich zwanzig war, gelangte ich einmal in den Besitz eines Stücks Haschisch. Ich übergab es damals ganz brav meiner Mutter und sagte: »Nimm du es lieber! Sonst rauch ich es bloß, und ich will mit Drogen nichts zu tun haben.«

Freilich gab es immer auch ein paar Gleichaltrige, die mich mochten und vielleicht sogar insgeheim bewunderten, weil ich Klavier spielen konnte und bereits als Knabe eine schöne Singstimme besaß. Mein Musiklehrer ermutigte mich immer wieder, vor der Klasse aufzutreten. Trotzdem kann man nicht sagen, dass ich übermäßig beliebt war. Schon sehr früh betrachtete ich mich als Anarchisten, ohne sehr viel Ahnung zu haben, was das eigentlich ist. Und was Mädchen und erste sexuelle Erfahrungen betraf, war ich eher ein Spätentwickler. Ich weiß noch, dass ich mit vierzehn von einer viel älteren Frau meinen ersten Zungenkuss bekam. Sie war damals achtzehn, aus meiner Perspektive also uralte. Danach lief ich lange Zeit peinlich berührt durch die Straßen und bildete mir ein, jeder müsse mir das wohl ansehen. Es war ein regelrechter Schock für mich. Solche Erfahrungen waren aber eher die Ausnahme. Typischer für mich war, dass ich zu Hause blieb und viel schrieb.

Man sieht also, dass mir Rückzug und geistige Versenkung – also Lebensweisen, die man eher Mönchen zuschreibt – in

der Jugend durchaus vertraut waren. Was viele überraschen mag: Ich kann sogar das Zölibat verstehen. Nicht als verbindliche Pflicht natürlich. Wenn man Priestern, die dazu vielleicht gar nicht taugen, den Befehl gibt, enthaltsam zu sein, kann das viel seelisches Leid und grausame Verirrungen zur Folge haben. Wir haben das ja unter anderem bei den Missbrauchsfällen innerhalb der katholischen Kirche erleben müssen. Und es sollte einem auch bewusst sein, was ein wichtiger Grund des Zölibats für kirchliche Amtsträger war. Man wollte deren Erbe für die Kirche sichern. Aber wenn es jemand aus freiem Entschluss schafft, sexuell enthaltsam zu leben, dann kann ich das gut verstehen. Ich glaube, dass Mann oder Frau dadurch eine große Freiheit gewinnen kann.

Ich bin ja immer sehr für die Freiheit eingetreten, aber ich habe es kaum jemals geschafft, frei zu sein von meinen eigenen Trieben. Dazu bin ich wohl zu sehr Genussmensch. Mir würde es enorm fehlen, wenn ich die Schönheiten des Daseins nicht mehr genießen könnte. Zum Beispiel liebe ich das gemeinsame Essen mit anderen Menschen. Umso mehr verspüre ich aber auch die Sehnsucht, dass jeder Hunger aufhören, dass dieses Getriebenwerden durch die Gier nach Bedürfnisbefriedigung ein Ende haben möge. Ich stecke also in einem Dilemma. Langfristig eignet sich für mich wohl nur ein spiritueller Weg, der sich nicht zu sehr auf Askese und Sinnenfeindlichkeit versteift. Jesus könnte in dieser Hinsicht ein Vorbild gewesen sein. Er liebte den Wein und das gemeinsame Essen – vermutlich auch den Sex. Vor Jahren habe ich das in einem Gedicht einmal sehr drastisch ausgedrückt:

Hätten sie nur diesem christlichen Gott
das Fleisch gelassen.
Hätten sie uns nur einmal erzählt,
wie Jesus gierig in den Schoß der Magdalena getaucht ist.
Hätten sie doch die Götter weiterhin vögeln lassen.
Ließen sie nur die Liebenden
auf ihren Altären zeugen und gebären –
Man muss die Wollust zum Sakrament machen
anstatt sie aus den Kirchen zu verbannen.

Wie immer man dazu steht, ich bin sicher, dass Jesus nicht annähernd so genussfeindlich war, wie es uns die Kirche weiszumachen versucht. Auch Päpste lebten früher in Saus und Braus, liebten die Völlerei, den Wein und die Fleischeshlust – und standen darin vielleicht durchaus in der Tradition ihres Religionsstifters. Der Unterschied ist nur: Sie predigten öffentlich Wasser und wollten den Gläubigen den Wein verbieten, den sie sich selbst hinter verschlossenen Türen genehmigten.

Auch die Demut ist eine traditionell mönchische Eigenschaft, die ich sehr schätze. Grotesk wird es nur, wenn jemand mit seiner eigenen Bescheidenheit prahlt. Vor zwanzig Jahren war einmal der Kabarettist Werner Schneyder bei mir zu Gast. Wir hatten kräftig dem Wein zugesprochen und kamen ein wenig ins Streiten. Ich sagte zu ihm: »Du hast keine Ahnung von Demut!« Darauf Werner: »Wenn einer demütig ist, dann bin ich es und nicht du!« Das schaukelte sich so lange hoch, bis wir uns gegenseitig anschrien: »Ich bin demütiger!« – »Nein ich!« Das war natürlich nicht ganz ernst gemeint, wir haben uns kurz danach totgelacht.

Aber es war auch ein Funken grotesker Wahrheit darin verborgen. Zwei Männer, nicht unbedingt berühmt für ihre Uneitelkeit, versuchen sich im lautstarken Wettbewerb an Bescheidenheit zu überbieten.

Ein Künstler ist demütig, wenn er weiß, dass er eine Begabung hat, nicht jedoch, woher sie kommt. Die Befähigung als Komponist und Poet ist sicher ein Geschenk. Man kann sich das nur sehr bedingt erarbeiten. Durch Übung kann jemand wohl ein passabler Komponist werden, aber nicht Mozart – was nicht bedeuten soll, dass ich jemals so vermessenes wäre, mich mit Mozart gleichzusetzen. Wenn ich mich ans Klavier setze und mir eine Melodie nach der anderen einfällt, werde ich unweigerlich demütig, weil ich weiß, dass gerade dieses »Hineinfallen« von Musik in meinen Geist nicht mein Verdienst ist. Man kann vielleicht auf einen Roman stolz sein, den man erarbeitet hat. Aber eben nicht darauf, dass man das Talent dazu hat. Stolz bin ich, wenn ich es einmal geschafft habe, fünf Kilo abzunehmen, denn das ist harte Arbeit.

Allerdings hilft einem das schönste Talent nichts, wenn es keine Basis hat, sich auszuleben.

Wer nie ein Instrument erlernt hat, dem fällt es auch sehr viel schwerer, in ihm schlummernde Melodien zum Klingen zu bringen. Wer nie gelesen hat, wird sich schwer tun, seine Ideen in Worte zu fassen. Mir erzählte einmal eine Schülerin, dass sie, gerade 19-jährig, an ihrer Biografie arbeite. »Toll«, sagte ich, »da musst du viel erlebt haben. Was liest du denn?«, fragte ich sie, weil ich wissen wollte, an welche literarische Vorlage sie sich anlehnen wollte.

»Nichts«, sagte sie. »Ich lass mir doch nicht meinen Stil